

Kultur & Gesellschaft

Was ist das für ein Bild, wenn das Bild fehlt?

Die 83-jährige Nelly Rudin verblüfft und verwirrt mit ihrer Ausstellung im Haus Konstruktiv in Zürich.

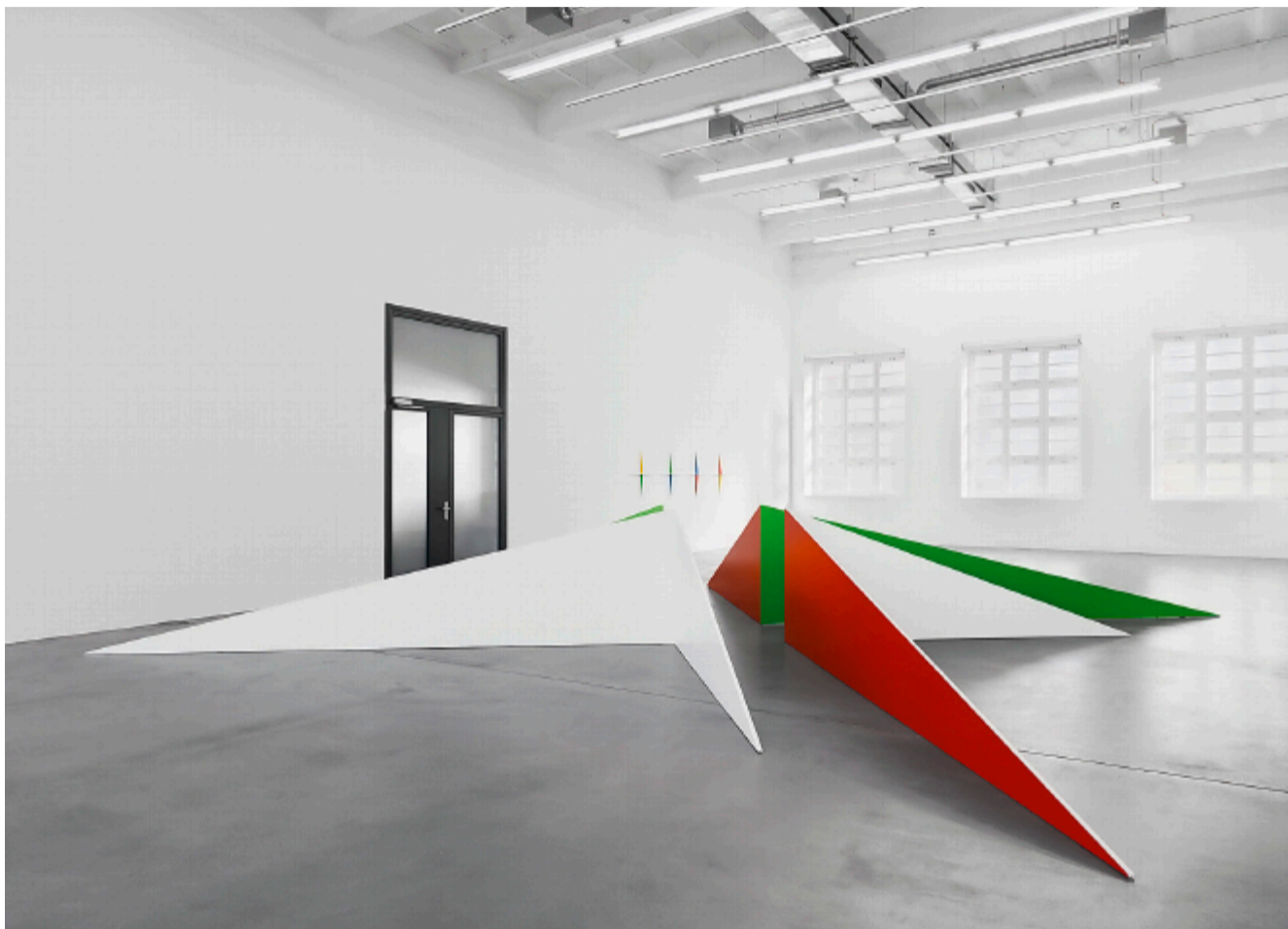
Von Konrad Tobler

Da darf schon einmal eine Farbe - Gelb, Rot, Grün oder Blau - einfach sanft als Widerschein aufleuchten und eine zentrale Rolle spielen. Da dürfen auch immer wieder Schatten wichtige Elemente der Konstruktion werden. Da wird die Leere, die weisse Leere zum mitkonstituierenden Bildinhalt. Es lässt sich also bald einmal feststellen: Nelly Rudin - 1928 in Basel geboren, seit 1953 in Zürich lebend - hat die Strenge der Zürcher Konkreten «aufgeweicht», wie sie selbst sagt. Ursprünglich grafische Gestalterin, hat ihre Haltung etwas Pragmatisches. Eben das schliesst bei ihr jedoch die Neugierde, das Experiment nicht aus. Aber, so sagt sie knapp: «Die Theorie kam bei mir immer später.» Will heissen: Ihre Werke waren immer Versuchsanordnungen, aus denen sie Schlüsse zog, um die gewonnenen Erfahrungen dann Schritt für Schritt weiterzutreiben.

Der Rand ist das Bild

Zuerst war da bis etwa 1980 die Fläche, das Tafelbild, streng geometrisch konstruiert, aber mit einer spürbaren Lust - eben am Experiment. So heisst ein Bild, das zwischen 1966 und 1971 entstand, «4-farbige ecken, bogen von ausserhalb, innen blau». Der gefüllte blaue Kreis schreibt sich in die Quadratur des Bildformates genau ein, erweitert sich dann um weitere Elemente in Orange, Gelb, Violett und findet seinen Abschluss in den vier Ecken des Bildes, die beinahe, aber nicht ganz, als Dreiecke ausgebildet sind. So schafft jemand also die Quadratur des Kreises, die auch mit einem Werk namens «innen weiss» durchgespielt wird. Jetzt ist das Zentrum des Bildes die Leere, wenn denn das Weisse als Nichts oder zumindest als Nicht-Farbe und daher als unbedeutend gedeutet wird, wie das gängigerweise geschieht.

In einer weiteren Werkphase dehnen sich die weissen Bildflächen aus, drängen die Farben über den Bildrand hinaus auf die seitlichen Bildrahmen. Das Bild ist jetzt zum Bildobjekt geworden. Das Bild selbst bleibt leer, der Rand ist das Bild. Es passiert mit kluger und nur scheinbar leichter Wendung eine Entierarchisierung des Bildes, weg vom Zentrum an den Rand: Wo ist das Bild eigentlich, wenn dort, wo traditionellerweise das eigentliche Bild erwartet wird, nichts ist, und dort, wo sonst nichts ist, das Wesentliche geschieht? Was ist das für ein Bild, auf dem das Bild fehlt? Was ist vorne? Und wie redet man über ein Gemälde, das eigentlich ein Objekt ist?



Geometrische Überraschungen in begehbaren Bodeninstallationen wecken die Entdeckerfreude. Foto: Stefan Altenburger

Rudins Werk macht die Wechselwirkung von Ernsthaftigkeit und Spiel auch für Kinder zugänglich.

Spielerische Beobachtungen lassen sich an diesem Werk machen, essenzielle auch. Kein Zufall, dass Nelly Rudin mehr und mehr zum eigenständigen Objekt, zur konkreten Plastik vorsties, in einem durchsichtigen Acryl glaskörper etwa mit einer einzigen Farblinie unendliche, kaleidoskopartige Sichtweisen schuf. Da gibt es dann keine Gewissheit mehr, wo die reale Farblinie ist und wo die Spiegelung. Beide spielen in- und miteinander. Kein Zufall also auch, dass die neuste, speziell für die Ausstellung im Haus Konstruktiv entstandene Werkgruppe aus drei verschiedenen hohen Kaleidoskopen besteht, in denen durch

die eingeschlossenen Farbelemente der berechnete Zufall zugelassen ist - und bei denen einmal mehr die Dialektik zum Zuge kommt, die Rudins Werk prägt: Es ist die Wechselwirkung von Ernsthaftigkeit und Spiel, die sie mit dem kleinsten der drei Kaleidoskope für Kinder zugänglich macht.

Eine Art kindlicher Entdeckerfreude führt von Werk zu Werk, in einer Abfolge, die bewusst und richtigerweise nicht chronologisch angeordnet ist und mit einer grossen, ebenfalls aktuell entstandenen Bodeninstallation beginnt. Man entdeckt beispielsweise, wie sich aus einer einfachen quadratischen Faltung ein ineinander verschachtelter, vielschichtiger Raum entwickelt. Oder wie in einer Reihe von vergleichbaren Versuchsanordnungen von vier gleichen plastischen Dreiecken durch eine nur leicht verschiedene und verschobene Behandlung der schmalen Farbflächen die unterschiedlichsten Effekte entstehen. Bis zu dem Punkt, da nicht die

satt gemalten Farbfelder das Zentrum bilden, sondern deren farbige Schatten, die aus der strengen Konstruktion weich an der Wand aufscheinen - gewissermassen als überraschender Abglanz der Geometrie.

Die Wahrnehmung ist gefordert

So werden im grossen und präzisen Werk von Nelly Rudin zwei zentrale Aspekte der Kunst wieder deutlich vor Augen geführt. Zum einen, dass keine Formensprache je ausgeschöpft ist - so auch in der konkreten Kunst, die diese Künstlerin auf erfrischende Weise belebt hat. Zum andern: Es macht Vergnügen, wenn die Wahrnehmung wie hier stets aufs Neue gefordert und geschärft wird. Genau das ist ja auch die ursprüngliche Bedeutung des griechischen Begriffs «Ästhetik»: Wahrnehmung. Insofern ist diese Ausstellung im strengen Sinn eine ästhetische.

Bis 29. 1. 2012. www.hauskonstruktiv.ch

Leser fragen

Ist wählen nicht die erste Bürgerpflicht?

Anlässlich der Parlamentswahlen habe ich mich wieder einmal geärgert über die grosse Anzahl der Nicht-Wähler angesichts der Tatsache, dass derzeit Menschen anderswo auf der Welt ihr Leben für die Demokratie riskieren. Ist es nicht Bürgerpflicht, an Wahlen und Abstimmungen teilzunehmen? Müsste die Teilnahme nicht sogar obligatorisch sein?

D. E.

Liebe Frau E.

Was würde es nützen, wenn die Teilnahme bei 99 Prozent liegt, aber mehr als die Hälfte der Leute ein leeres Couvert in die Urne wirft? Ich ärgere mich allerdings genauso wie Sie über die hohe Zahl der Nichtwähler und der Abstimmungsabstinenten. Eine wohlwollende Interpretation der in unserem Land üblich gewordenen niedrigen Stimmbeteiligung wäre immerhin folgende: Möglicherweise wird die Teilnahme an den formalen Entscheidungsprozessen gar nicht als das Wesentliche an unserer Demokratie empfunden. Wichtiger erscheint es, in einem Land zu leben, in dem man ziemlich frei denken und äussern kann, was man für richtig hält, ohne staatliche Repressalien fürchten zu müssen. Unsere Medien sind nicht das Gelbe vom Ei, aber sie sind nicht staatlich gelenkt, und es herrscht keine Zensur. Korruption ist in der Schweiz die Ausnahme und nicht die Regel. Wir leben nicht in der Ukraine, in Nicaragua oder in Weissrussland, sondern in einem nicht schlecht funktionierenden Rechts- und Sozialstaat.

All diese Errungenschaften sind nicht makellos und über jede Kritik erhaben. Sie müssen auch immer wieder neu gegen Einschränkungsversuche verteidigt werden - aber dafür braucht es keinen Volksaufstand, nicht einmal einen symbolischen im Stimmlokal. (Umso deprimierender, dass ausgerechnet bei einer Wachstumsvorlage wie der Anti-

Peter Schneider

Der Psychoanalytiker beantwortet jeden Mittwoch Fragen zur Philosophie des Alltagslebens.



Senden Sie uns Ihre Fragen an gesellschaft@tagesanzeiger.ch

Minarett-Initiative sich die Mehrheit des Stimmvolks zu einem solchen bemüssigt fühlte.) Ausserdem gibt es natürlich auch immer wieder Vorlagen, zu denen man mangels Sachkunde schlicht keine Meinung hat (und bei denen die Stimmhaltung darum ein kluger politischer Akt ist), aber eben auch Wahlen, die einen kalt lassen, weil man von den einen Kandidaten so wenig wie von den andern regiert werden möchte. Und zwar, weil man deren Textbaustein-Debatten, die Diskussionen simulieren sollen, sätthat. Und die Null-Sinn-Slogans ihrer Parteien wie «Aus Liebe zur Schweiz» erst recht.

Eines noch zum Schluss: Man hat am letzten nationalen Wahlkampf bemängelt, er sei langweilig gewesen. (Diese Langeweile soll das derzeitige Kasperltheater um die anstehenden Bundesratswahlen vermutlich ausbügeln.) Eine solche Kritik degradiert Politik zum Infotainment. Je mehr die Agora zur Arena wird, desto mehr werden die Bürger zu Zuschauern, deren einflussreichster Wahlakt darin besteht, auf ein anderes Programm umzuschalten.

Buchtipps

10 Jahre Künstlergruppe Index

Am letzten Samstag gab es im Zürcher In-Club Helsinki wenig Musik, dafür viel Literatur zu hören. Die Künstlergruppe Index feierte ihr 10-jähriges Bestehen mit Texten aus ihrem neuen Buch «Das hab ich mir grösser vorgestellt». Junge und nicht mehr ganz so junge Schriftsteller lasen ihre Texte vor, die in irgendeiner Weise mit Zürich zu tun haben. Von der Erzählung über das Gedicht bis zum Drama war alles vorhanden - ein bunter, anregender Mix literarischen Schaffens in dieser Stadt. (TA)

Lea Gottheil, Blas Ulibarri, Ulrike Ulrich (Hg.): *Das hab ich mir grösser vorgestellt. 10 Jahre wild wuchernde Literatur von Index aus und über Zürich.* Salis-Verlag, Zürich 2011. 345 S., ca. 30 Fr.

Als im Gebärsaal die Abstimmungsergebnisse vermeldet wurden

Vor vierzig Jahren begann in der Schweiz eine neue Ära: mit dem Frauenstimmrecht auf Bundesebene.

Von Daniel Di Falco

Oft kommt das nicht vor - ein Abstimmungssonntag in der Schweiz, im Gebärsaal läuft das Radio, und wo es nicht läuft, kommen die Hebammen ständig mit den neuen Resultaten herein. Aber genau so war es vor 40 Jahren.

Sie habe immer gewusst, an einem speziellen Tag zur Welt gekommen zu sein, sagt Marlise Artho aus dem zürcherischen Urdorf, Angestellte einer Garage, die Ferrari, Maserati und andere Männerspielzeuge verkauft. «Bei uns in der Küche hing ein Abreisskalender mit historischen Angaben zu jedem Tag. Bei meinem Geburtstag stand dann eben: Annahme des Frauenstimmrechts in der Schweiz.»

Rund 100 Frauen mit Geburtsdatum 7.2.1971 gibt es im Land - ein Buch porträtiert jetzt, mit etwas Verspätung aufs Jubiläum, 17 von ihnen. Keine Revolution gebärt aber nur revolutionäre Kinder, und so hat Marlise Artho, bei allem historischen Bewusstsein, bis heute «nur ein- bis zweimal» abgestimmt. «Es gibt bei einem Thema doch immer verschiedene Aspekte. Welchem der Vorzug zu geben ist, kann ich nicht entschei-

den.» Vor allem aber, und diesen Gedanken macht sie sich offensichtlich nicht zum ersten Mal: «Es ist ein Unterschied, ob man nicht abstimmen darf oder nicht abstimmen will.»

«Geboren am 7.2.1971» berichtet von der Lage der Frauen 40 Jahre danach. Besonders abgesehen haben es die Macherinnen - die früheren «Bund»-Redaktorinnen Barbara Ritschard und Patricia Götti, die Journalistin Ursina Trautmann und die Fotografin Annette Boutellier - auf die Verschiedenheit und Widersprüchlichkeit dieser Lage. Darum ist dieses Buch auch keine Fanfare zum Jubiläum, sondern ein alltagsnaher Blick auf die Art und Weise, wie sich eine Generation ihr Leben eingerichtet hat.

Mütter und Töchter im O-Ton

So gibt es hier neben den Frauen, die das Stimmrecht schätzen, ohne es zu brauchen, auch solche, die schon immer an die Urne gingen, aber erst dieses Jahr erfahren haben, was es mit ihrem Ge-

burtstag auf sich hat. Manche Frauen finden ihre «Unabhängigkeit» im Beruf, andere nehmen sich die «Freiheit», eine Zeit lang ganz Mutter zu sein. Manche teilen sich die Kinderbetreuung mit ihren Männern, bei anderen kochen die Männer nur dann, wenn die Frauen nicht da sind. Manche sind Ärztinnen und werden für Krankenschwestern gehalten, andere kennen den Kampf um Anerkennung nur aus den Erzählungen ihrer Mütter.

Diese ganze Vielfalt - sie ist nichts Banales. «Der Ehemann ist das Haupt der Gemeinschaft», hiess es noch bis 1985 im Schweizer Ehegesetz. Und: «Die Ehefrau führt den Haushalt.» Darum ist wohl allein schon die Verschiedenheit der Lebensentwürfe ein sozialer Fortschritt - wenn denn Fortschritt die Möglichkeit ist, einem persönlichen Ideal zu folgen.

Vielfältig sind allerdings auch schon die Lebensformen und Lebenswege der Mütter, die im Buch neben den Töchtern im O-Ton porträtiert werden. Da gibt es etwa Mütter, die immer wie ihre Männer stimmten, und andere, die ihre Männer zum Gang an die Urne überredeten. Ein fundierter Vergleich zwischen beiden Generationen, als Antwort auf die Frage nach dem Stand der Gleichberechtigung, drängt sich da auf - doch der Band verzichtet auf soziologische und historische Hintergründe und bleibt ganz bei den Einzelfällen. Dabei hätte ein bisschen übergeordnete Analyse auch das



Ritschard, Götti, Trautmann, Boutellier:

Geboren am 7.2.1971. Die Mütter und Töchter des Frauenstimmrechts. Hep, Bern 2011. Viele Abb., 180 S., ca. 29 Fr.